

Nachwuchs vom Nachbarn

Autor(en): **Kiesewetter, Rebekka**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **27 (2014)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-583459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachwuchs vom Nachbarn

Schweizer Fachhochschulen forschen über Design. Doch für den Dokortitel müssen Designforscher das Land oder das Fachgebiet wechseln. Die Lücken einer jungen Disziplin.

Text:
Rebekka Klesewetter
Mitarbeit:
Meret Ernst

Seit gut zehn Jahren wird Designforschung in der Schweiz an Fachhochschulen vorangetrieben. Geforscht wird aber meist nicht von hierzulande promovierten Designwissenschaftlerinnen. Sondern von Doktoranden, Postdocs und Professorinnen aus anderen Fachgebieten. Viele kommen aus dem Ausland. Werden sie weiterhin kommen? Für die Designforschung ist diese Frage nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative besonders kritisch. Die Fachhochschulen haben nämlich kein Promotionsrecht. Wie sollen sie ihren Nachwuchs generieren, wenn sie Designforschung zwar unterstützen, aber ihren Forschenden keine Aussicht auf akademische Karrieren im eigenen Feld bieten können?

Für Gesprächsstoff sorgt auch die Forschungsfinanzierung. Dass die Schweiz keine Gesuche mehr beim Europäischen Forschungsrat stellen könne, sei für das Design nicht unmittelbar relevant, erklärt die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Corina Caduff von der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK): «Die extrem rasch getroffene Übergangslösung, mit der der Nationalfonds mit einem befristeten Förderinstrument in die Bresche springt, ist sehr zu begrüßen. Aber mittel- und langfristig ist die Situation kaum einzuschätzen.» Das betreffe auch die ausgesetzten Verhandlungen über das EU-Forschungsprogramm (Horizon 2020). Ganz abgesehen vom Reputationsschaden für den Forschungsstandort Schweiz, der aufgrund der Abstimmung entstanden sei.

Bleiben die inländischen Töpfe: Auf Bundesebene werden sie vom Nationalfonds und der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) verwaltet. Der Nationalfonds fördert verstärkt die anwendungsorientierte Grundlagenforschung, die KTI kümmert sich um anwendungsorientierte Forschung. Funktioniert das? Corina Caduff ist auch Mitglied des Nationalen Forschungsrats und verweist auf steigende Zahlen: «Heute werden bis zu vierzig Prozent der Projekte finanziert, die beim Nationalfonds von Hochschulen der Künste eingereicht werden.»

Schwieriger sei es bei der KTI, meint Anne-Catherine Sutermeister, Leiterin des Instituts für Forschung in Kunst und Design an der Genfer Haute école d'art et de design (HEAD): «Ist man nicht stark wirtschaftlich orientiert, ist es schwierig, eine Forschungsfinanzierung bei der KTI zu erhalten. Es geht also auch darum, die treibenden Kräfte der Innovationspolitik vom wissenschaftlichen Potenzial des Designs zu überzeugen.»

Der Forschungs-Stammtisch

Design wird in der Schweiz an den sieben Hochschulen für Gestaltung und Kunst erforscht – an Instituten, in Forschungsschwerpunkten und in Projekten, mit verschiedenen Fragestellungen und Ansätzen. Verbindlich koordiniert werden die einzelnen Gefüge auf Bundesebene bisher nicht. Als informeller Dachverband gilt das Swiss Design Network, das 2003 von den Direktoren der Designhochschulen gegründet wurde.

Die Leiter aller Designforschungseinrichtungen treffen sich alle zwei Monate in diesem Netzwerk. So halten sie sich auch über Projekte auf dem Laufenden. «Neben unserer politischen Arbeit ist der persönliche Austausch wichtig», sagt Arne Scheuermann, der in Deutschland in Kommunikationsdesign promovierte und nun an der Hochschule der Künste Bern den Forschungsschwerpunkt Kommunikationsdesign leitet. Als Forschende kommen sie sich selten in die Quere, Themen und mögliche Kooperationen gibt es genug. Über allem aber steht die Frage, was Designforschung überhaupt sein möchte.

Grosser Legitimationsdruck

Claudia Mareis, Leiterin des Instituts Design- und Kunstforschung an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) in Basel, wünscht sich, man möge von der Diskussion über «Was forschen wir eigentlich?» wegkommen und sich spezifischen Designforschungsthemen widmen. Doch der Legitimationsdruck für die junge Disziplin ist hoch. Immerhin, das Ringen um Terrain, das Neben-, Mit- und Gegeneinander verschiedener Haltungen, bereitet den Boden, auf dem sich die Designforschung beweisen kann: als eigenständig, aber offen für andere Disziplinen. So verfolgt Claudia Mareis einen Ansatz, der sich um den Austausch mit den Kultur- und Technikwissenschaften bemüht. «Aus der Uneinigkeit, was Designforschung ist, resultieren Freiräume, in denen wir unorthodoxe Fragestellungen entwickeln, neue Methoden erproben und unübliche Kooperationen eingehen können.»

Martin Wiedmer, Leiter des Instituts Design- und Kunstforschung an der Hochschule Luzern, hält den Begriff «Designforschung» per se für problematisch: Er fasse unterschiedliche Communities, die sich nicht unbedingt finden möchten oder können. Wiedmer bevorzugt es, von Kunst, Design und Forschung als «kreativen Praktiken» zu sprechen. Damit bringt er ein Thema zur Sprache, das viele umtreibt: die Frage, wie und ob man die intuitiven und impliziten Anteile des Entwerfens, die spezifische Wissensproduktion des Designs bestimmen und auf andere Anwendungsbereiche übertragen könne. Doch braucht es dazu ein designspezifisches Instrumentarium, oder darf man andere Disziplinen methodisch belehnen? Kann eine radikale Disziplinierung der Designwissenschaft überhaupt interessant sein? Von welchem Verhältnis von Praxis und Theorie soll man ausgehen?

Wie viel Praxis die Designforschung braucht, ist strittig. Die einen wünschen sich, dass Praktiker von Beginn weg in Forschungsprozesse eingebunden werden. Andere, wie Anne-Catherine Sutermeister von der HEAD, sprechen die Differenz zur erkenntnisorientierten Grundlagenforschung an: «Praxisorientierte Forschung generiert Wissen, das sich gegenüber dem akademischen Wissen als kreativ, komplementär profiliert.» Dritte meinen, Designforschung könne nur in einer Synthese von Theorie und Praxis geschehen. Das findet auch Ralf Michel, Leiter der Forschung am Institut Integrative Gestaltung der Hochschule für Gestaltung und Kunst Basel. Forschung erarbeite neue Gegenstände von Wissen, neue empirische Methoden, die in die Lehre einfließen. Die Praxis

bilde eine wichtige Ressource für die Forschung: «Unser Ansatz integriert die Ansprüche aller vom Entwurf eines Artefakts Betroffenen in den Prozess der Gestaltung. Im Lehrkonzept des Masterstudios Design ist die Einheit von Forschung und Lehre angelegt.» Systemisches und transdisziplinäres Denken in die Ausbildung zu integrieren, sei zudem sinnvoll, um nicht weitere Generationen von reinen Formgebern in die überfüllte Warenwelt zu schicken.

Design als Forschung oder Forschung über Design

Es geht bei dieser Diskussion auch darum, die künstlerisch-gestalterische Forschung in Abgrenzung oder als Ergänzung zur universitären Forschung zu positionieren. Das Fachhochschulgesetz von 1995 siedelte die Designforschung in den künstlerisch-gestalterischen Disziplinen an. Anders etwa als im angelsächsischen Raum, wo sie seit den Sechzigerjahren an Universitäten betrieben wird. Was in der Schweiz bisher aufgebaut wurde, ist in erster Linie Forschung durch Design und für Design. Die Forschung über Design als Teil historischer Forschung oder der Cultural Studies kommt dagegen zu kurz. Das hat nicht nur mit dem Forschungsauftrag zu tun. Es zeigt sich auch an den Werdegängen der Forschenden: Sie sind ausgebildete Designer, Grafikerinnen, Architekten oder Kulturmanager, die auf dieser Grundlage eine zweite akademische Karriere aufgebaut haben.

Alle müssen sie die Forschung in die Lehre zurückbinden, auch um Nachwuchs zu schaffen. Das geschieht im Unterricht, in Forschungspraktiken oder an Konferenzen wie der Junior Design Research Conference. Dort lernen Studierende, was es dazu braucht, eine Forscherkarriere einzuschlagen. Reichen diese Bestrebungen aus, um aus den Absolventen einen Teil des Forschungsnachwuchses zu generieren? Das fehlende Promotionsrecht widerspreche dem Forschungsauftrag, hört man. Wer an Forschung interessiert ist, kann sich hierzulande nicht qualifizieren. Es bleibt der Weg, in Kooperation mit Universitäten im Ausland eine Dissertation zu verfassen. Nur in Bern bestehen Vereinbarungen mit einer hiesigen Institution, der Graduate School of the Arts der Universität Bern.

Eine Promotion ohne Partner in der Schweiz zu organisieren, ist schwierig, bleibt von den Regeln der Kooperationspartner bestimmt, und am Ende hat man doch keinen Schweizer Abschluss in der Tasche. Immerhin einen Vorteil hat dieser Mangel: Die Dissertanden bleiben nicht in ihrem Elfenbeinturm gefangen. Geforscht wird in Forschungsteams aus Geistes- und Naturwissenschaften, mit wissenschaftlich-künstlerischen Mitarbeitenden und am Institut ausgebildeten Assistierenden. «Kooperationen mit verschiedenen Partnern halten uns in der Schweizer Designforschung offen und machen unsere Forschungskultur aus», ist Arne Scheuermann überzeugt.

Claudia Mareis skizziert einen anderen Weg: «Neben dem praktischen, berufsvorbereitenden Designstudium sollte es auch die Möglichkeit geben, Designwissenschaften zu studieren». Damit wäre eine Aufgabenteilung gefunden, die anderswo längst erprobt ist. Eine traditionelle Sicht der Promotionsanforderungen, wie dieses Szenario sie impliziert, findet Martin Wiedmer dagegen verfehlt: «Es müsste etwas geben wie etwa jenes angelsächsische Modell, bei dem ein künstlerisch-gestalterisches Werk Bestandteil einer Promotion sein kann.»

Vonseiten der Forschenden wächst die Ungeduld. Damit sie die wachsende Reputation der Designforschung behaupten könnten, müsse etwas geschehen. Sich allein auf ausländische Universitäten und Nachwuchsforscher zu beschränken, ist riskant, zumal man noch nicht abschätzen kann, welche hochschulpolitischen Konsequenzen das Abstimmungsresultat vom 9. Februar haben wird.

Kommentar

Hallo Forschung

Die Lücken sind gross – auch deshalb, weil ein Teil der Designforschung zwischen Stuhl und Bank fällt. Berufssoziologische Studien zum Design? Eine Geschichte des Schweizer Designs aus der Perspektive wechselnder Produktionsbedingungen? Ein Werkverzeichnis zu Susi und Ueli Berger? Fehlanzeige. Auch in der Typografie: lauter «Sleeping Beauties», wie François Rappo an einem Symposium zur Geschichte des Grafikdesigns an der Hochschule der Künste in Bern anmerkte. Die Designhistoriografie sucht noch immer ihren Ort – sie findet weder systematisch an der Universität noch an den Fachhochschulen statt. Das hat mit blinden Flecken der universitären Disziplinen, aber auch mit der Forschungsfinanzierung zu tun. Diese alimentiert in erster Linie Forschung durch Design. Doch der reflektierte Blick auf die eigene Geschichte ist für die Praxis fundamental. Ob er besser von Designern oder Kunsthistorikerinnen geleistet wird, ist ein Luxusproblem, zumindest, solange die Lücken gross sind. Kein Luxusproblem ist es, Designer als Forschende zu gewinnen. Die pragmatische Lösung, das fehlende Promotionsrecht der Fachhochschulen über Kooperationen mit Universitäten auszuhebeln, mag für den Moment funktionieren. Solange sie nicht die inhaltliche und politische Arbeit an besseren Modellen verhindert. Längerfristig braucht es eine bessere Lösung. Eine, die der facettenreichen Designforschung einen Ort bietet und fähigem Nachwuchs eine Perspektive ermöglicht. Meret Ernst ●



adeco.ch – Aluminium pur.